

# **B**ibliothek der □ Unterhaltung und des Wissens

---

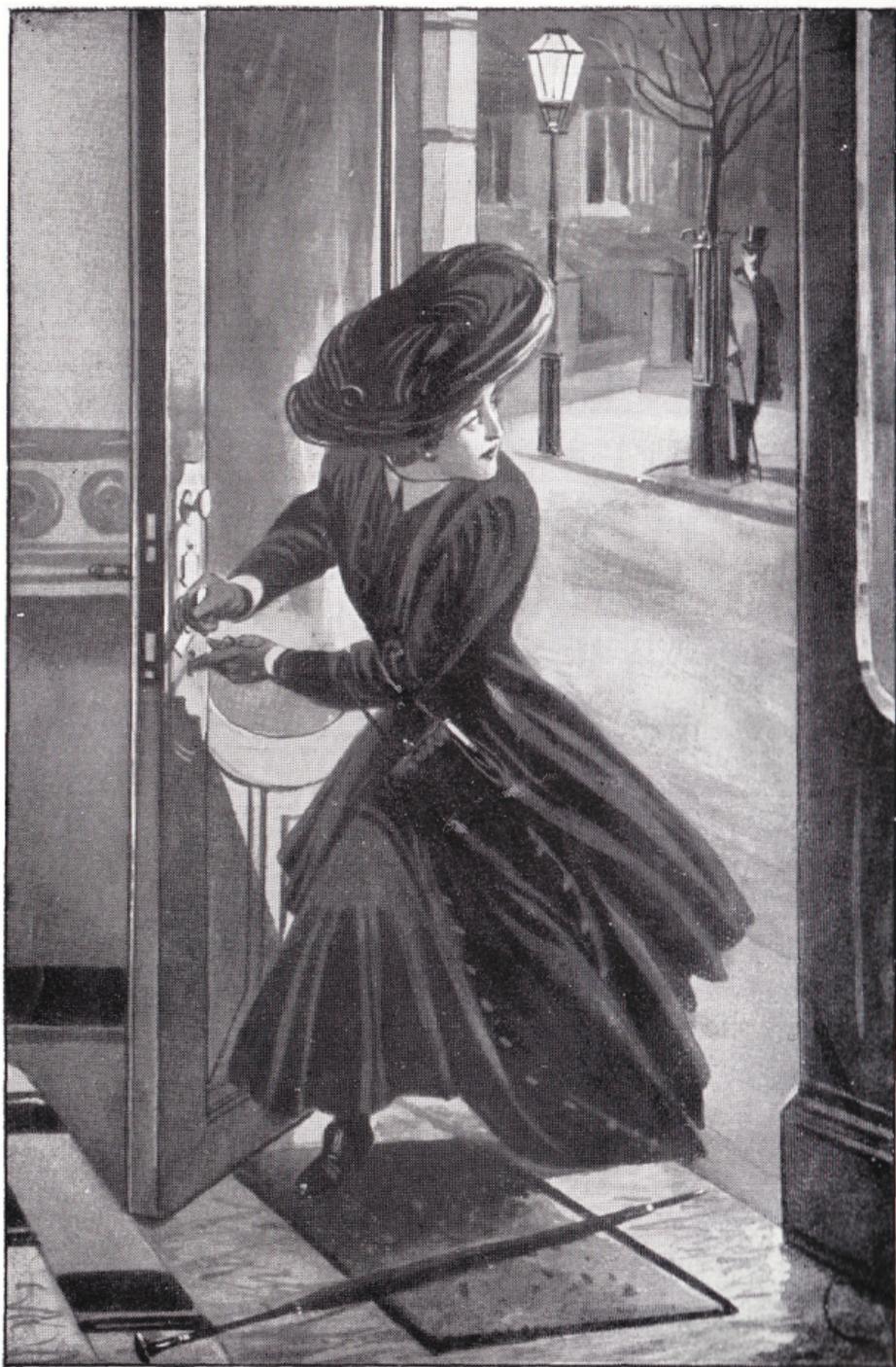
---

Mit Original-Beiträgen der  
hervorragendsten Schriftsteller  
==== und Gelehrten ====  
sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1911. Zehnter Band



Union Deutsche Verlagsgesellschaft  
:: Stuttgart, Berlin, Leipzig ::



Zu der Novелlette „Der Einbrecher“ von A. Oskar Klausmann.  
(S. 65)  
Originalzeichnung von A. Wald.



## Der Einbrecher.

Novellette von A. Oskar Klaußmann.

Mit Bildern  
von A. Wald.



(Nachdruck verboten.)

**F**rau Agathe seufzte tief auf und ließ die Hand, die den Brief hielt, in den Schoß sinken. Ihre Augen starrten auf das bunte Muster des Teppichs, über den der Sonnenstreifen, der durch das Erkerfenster fiel, langsam weiterkroch.

„Welche Egoisten doch diese Männer sind! Und wie unzart sie sind! Nie können sie auf das Gefühl einer Frau Rücksicht nehmen. Feingefühl geht ihnen vollständig ab. Und Egoisten müssen sie wohl sein, sonst hätten sie nicht die Eigenschaften, die wir Frauen an den Männern bewundern.“

Es klopfte draußen an der Flurtür. Frau Agathe ging hinaus. Ihre schlanke Gestalt bewegte sich in graziösem Rhythmus. Die junge Witwe war eine schöne, stattliche Frau. Selbst ihre Freundinnen erkannten das an.

Frau Sabert stand vor der Flurtür, Frau Sabert, die Reinmachefrau, plump, dick, aber ehrlich und fleißig.

„Ich wollte heute mit dem Salon anfangen,“ erklärte sie. „Morgen kann ich erst später kommen, ich muß meinen Jüngsten zur Schule bringen. Das erste Mal muß ich mit ihm gehen, sonst heult sich der Bengel tot. Na, Gott sei Dank, es ist der letzte vom Duzend.“

„Kommen Sie nur herein, Frau Sabert. Sie können im Salon anfangen, Sie stören mich nicht.“



„Der Portier hat mir auch einen Brief für Sie mitgegeben, Frau Geheimrat. Da ist er.“

Frau Agathe wußte schon, was in dem Briefe stand. Der Hauswirt wollte wissen, ob Frau Agathe die Woh-

nung länger behalten würde, oder ob er den Zettel heraushängen dürfe, daß vom nächsten Termin die Wohnung frei sei.

„An Ihro Hochwohlgeboren die verwitwete Frau Geheimrat Agathe v. Tremling hierseibst“ stand in altmodischen Buchstaben und altmodischem Stil auf dem Briefumschlag.

Verwitwete Frau Geheimrat — wie das klang! Wie ehrwürdig und wie alt dieser Titel machte! Eine verwitwete Frau Geheimrat von kaum dreißig Jahren! Der Titel hätte besser für eine Dame gepaßt, die doppelt so alt gewesen wäre.

Frau Agathe mußte sich also nunmehr entscheiden. Die Wohnung war viel zu groß für sie — acht Zimmer für eine einzelne Frau, die nicht einmal ein Dienstmädchen hatte, weil sie lange auf Reisen gewesen und des Ärgers überdrüssig war. Sollte sie eine kleine Wohnung nehmen von drei bis vier Zimmern? Sie würde sich in solch beschränkten Räumen nicht behaglich fühlen, der Druck der Vereinsamung, den sie empfand, würde nur noch mächtiger, noch quälender werden als bisher. Es war eben alles noch in der Schwebe, noch in der Entwicklung begriffen, feste Entschlüsse noch nicht gefaßt, sichere Pläne für die Zukunft noch nicht gemacht.

Der Hauswirt kam mit seinem Drängen auf Entscheidung ebenso ungelegen, wie der, dessen Brief Frau Agathe gelesen hatte, als die Reinmachefrau sie in die Prosa des Lebens zurückrief.

Sie nahm den Brief nochmals in die Hand. „Gnädige Frau! Wollen Sie die Güte haben, mir mitzutheilen, wann mein Besuch in den nächsten Tagen Ihnen nicht ungelegen kommt. Ich habe Ihnen eine wichtige, für mich wenigstens sehr wichtige Sache vorzutragen.

Ihrer freundlichen Segenäußerung harrend habe ich die Ehre zu sein

Ihr ergebener

Friedrich Braun.“

Wie steif, wie feierlich sich das las! So schrieb der Mann, der so herzlich lachen konnte! Es klang geradezu geschäftsmäßig. Aber die Männer behandeln ja auch Gefühlsachen geschäftsmäßig und nennen das dann mit Stolz „korrektes Verhalten“. Die wichtige Sache, die Braun Frau Agathe vorzutragen hatte, war nichts anderes als ein Heiratsantrag, den er Frau Agathe machen wollte — drei Tage, nachdem das Trauerjahr herum war!

Wie unzeit!

Konnte er nicht noch warten? Sie lief ihm doch nicht davon, und Konkurrenz brauchte er nicht zu fürchten. Aber das ist so Männerart, rücksichtslos und rasch zuzugreifen, wenn man etwas erreichen will. Wenigstens war das die Art der Männer vom Schlage Brauns. Ihr verstorbener Mann hätte anders gehandelt; der wäre vor lauter Überlegen und Erwägen gar nicht zu einem Resultat gekommen und hätte dann die Sache seiner Mutter überlassen, wie er es bei seiner Werbung um Agathe getan hatte.

Welch ein unselbständiger, kleinlicher, pedantischer Mensch war doch dieser Verstorbene gewesen — trotz seiner sonstigen guten Eigenschaften! Und trotz seiner Unselbständigkeit war er eigensinnig und eifersüchtig in der Ehe darauf bedacht gewesen, das Kommando zu behalten. Agathe hatte ja mit ihm eine sogenannte „glückliche Ehe“ geführt, eine ruhige, ach nur zu ruhige Ehe. Es war die Ruhe der Einöde, der Wüste, in der die Dämonen der Einförmigkeit und Langeweile hausten! Und sie hatte von einem Leben geträumt voll

Schönheit, voll leuchtender Farben, voll Bewegung, Streben und Kämpfen!

Diese Ehe hatte nur drei Jahre gedauert und war kinderlos geblieben. Dann war der kaum fünf- undvierzigjährige Geheime Regierungsrat plötzlich an einer Lungenentzündung gestorben. Wie viele langweilige Gesellschaften, Familiensimpeleien und offizielle Abfütterungen hatte Frau Agathe in diesen drei Jahren durchgemacht! Aber diese Veranstaltungen der bleiernen Interesselosigkeit, der einschläfernden Gleichmäßigkeit sollte sie nach der Meinung des Herrn Gemahls als die Wonnen dieses Daseins betrachten, als Wonnen, die nur noch übertroffen wurden von den jährlichen Ferienreisen, die immer nach demselben einsamen Gebirgsorte unternommen wurden, weil es dort billig war und der etwas menschenscheue Herr Geheimrat dort keine Bekannten traf. Auf die Billigkeit hätte der Herr Geheimrat bei seinem großen Vermögen wahrlich nicht zu sehen brauchen. Aber er war kleinlich auch im Geldausgeben.

In der Öde dieser drei Ehejahre hatte es eigentlich nur einen einzigen Lichtblick gegeben. Das war, als drei Monate vor dem Tode des Geheimrats sein Jugendfreund Friedrich Braun nach Berlin zurückkehrte und seinen Besuch machte. Auf der Straße hatte er den Geheimrat getroffen, und dieser hatte ihn mit nach der Wohnung gebracht und zum Abendessen dabehalten. Das war ein Leben voll Streben, Kampf und Sieg, voll leuchtender Farben, wenn Friedrich Braun von dem Bahnbau in Südafrika erzählte, bei dem er als Ingenieur tätig gewesen war. Mit wenigen Worten verstand er landschaftliche Herrlichkeiten, Menschen und Tiere zu schildern. Wie schlicht und doch wie wirkungsvoll wußte er von der

Überwindung der Hindernisse zu berichten, die beim Bahnbau durch Berge, Täler, Flüsse, Sümpfe, Menschen und Tiere sich ergaben, und die der feste Wille des Ingenieurs besiegt hatte. Dieser blonde Hüne mit dem gebräunten Gesicht, dem dröhnenden, natürlichen Lachen erschien Agathe wie ein Adler, der hoch über den Bergspitzen schwebt und über weite Länder hinsieht, und neben ihm der Gatte wie eine Landschildkröte, deren Horizont nur meterweit geht.

Als Braun gegangen war, übte der Geheimrat an ihm eine kleinliche Kritik. Fürchtete er, dieser großzügige Kraftmensch könne Eindruck auf die junge Frau gemacht haben? Wollte er diesen Eindruck wieder verwischen?

Er nannte Braun einen Abenteuerer und meinte, es würde nie etwas Ordentliches aus ihm werden. Er habe keine Ausdauer, könne nicht ausharren in den heimatlichen Verhältnissen, sein Zigeunerblut treibe ihn immer wieder hinaus in die Welt.

Agathe war sehr ärgerlich geworden über die Art und Weise, in der ihr Gatte hinterrücks über den Jugendfreund gesprochen hatte. Aber es blieb doch von diesen Verdächtigungen und Herabsetzungen eine Art Niederschlag in Agathes Seele zurück. Wenn sie den Namen Friedrich Braun hörte, dann erschienen vor ihrem geistigen Auge sofort in deutlicher Schrift die Worte „Abenteuerer und Zigeunerblut“.

Braun war nicht wieder eingeladen worden, und nach wenigen Wochen starb der Geheimrat. Braun hatte sich Agathe zur Ordnung des Nachlasses zur Verfügung gestellt, trotzdem er außerordentlich in Anspruch genommen war. Er war in angesehener, leitender Stellung bei einer Gesellschaft, die Kleinbahnen baute. Nach dem Tode des Gatten war Agathe

zuerst zu Verwandten in die Provinz und dann einige Monate auf Reisen gegangen. Zum Winter war sie nach Berlin zurückgekehrt, und trotzdem sie nur wenige Gesellschaften besuchte, war sie doch immer wieder mit Braun zusammengekommen. Darüber war sie sich bald klar: er suchte ihre Gesellschaft, er bemühte sich, Möglichkeiten zu finden, durch die er in ihre Nähe kam.

Er liebte sie, das verriet er ihr durch tausend Kleinigkeiten, wenn er auch noch nicht ein einziges Wort von seinen Gefühlen gesprochen und bisher auch die leiseste Anspielung unterlassen hatte.

Er liebte sie, und ihr Herz begann sich für ihn zu erwärmen trotz allen Sträubens.

Sie wollte ihn aber noch hinhalten, das war sie sich selbst schuldig. Sie wollte ihm also mitteilen, daß sie eine unaufschiebbare Reise angetreten habe und ihn daher vorläufig noch nicht empfangen könne. Dieses „vorläufig“ konnte ja auf Monate ausgedehnt werden. Dann würde sie mit sich fertig geworden sein. Dann konnte sie entweder ihrem Herzen folgen, wenn es für den „Abenteurer“ sprach, oder ihrem Kopfe, der ihr riet, auf ihre Freiheit nicht zu verzichten. Die Männer sind ja nach der Hochzeit alle anders als vorher. Der Mann ist und bleibt ein Egoist, selbst wenn er sich als Freier in aufopferndster Selbstlosigkeit zeigt.

Um sich selbst zu zwingen, ganz überlegt zu sein und zu bleiben, beschloß sie, an das Grab des Verstorbenen zu gehen. Sie mußte sowieso nach den Kränzen sehen, die am Jahrestage seines Todes von Verwandten und Bekannten auf dem Grabe niedergelegt worden waren. Es gibt ja nichts Abscheulicheres als einen Grabhügel mit welken, fauligen Kränzen.

Agathe machte Toilette. Zum ersten Male nahm

sie zu dem schwarzen Trauerkleid einen weißen Halskragen und schmale, weiße Manschetten. Ihre ganze Erscheinung sah jetzt heller und freundlicher aus. Der Halskragen bildete einen hübschen Abschluß für ihr längliches, frisches, sanftgerötetes Gesicht, über dem die Fülle dunkelblonder Haare sich bauschte. Die braunen Augen blickten etwas schwermütig drein, aber sie waren klar und glänzend.

„Ich gehe jetzt, Frau Sabert,“ rief sie der emsig Schaffenden zu. „Wenn Sie fertig sind und weggehen, schließen Sie die Flurtür hinter sich ab.“

„Wird besorgt, Frau Geheimrat,“ rief die Reinmachefrau von der Höhe der Trittleiter herab, auf der sie stand, um die für elektrisches Licht eingerichtete Bronzekrone im Salon zu säubern.

Frau Agathe nahm eine Droschke und fuhr nach dem alten Friedhofe, auf dem die Familie des verstorbenen Gatten ein Erbbegräbnis hatte. Sie ging zuerst zum Kirchhofinspektor, um wegen der Pflege des Grabes in ihrer Abwesenheit mit ihm zu sprechen. Dann suchte sie das Erbbegräbnis auf und setzte sich auf die Gartenbank, die innerhalb der Umzäunung angebracht war.

Der Kirchhof war wenig besucht. Nur hier und dort sah man ältere Frauen an Gräbern beschäftigt. Ein einzelner alter Mann, niedergedrückt, weißhaarig, stand eine Zeitlang an einem Grabe. Er sprach wohl ein Gebet, denn seine Lippen bewegten sich leise. Mit langsamen, schleppenden Schritten verließ er dann den Ort des Friedens.

Die Sonne sank, nur über den Dächern flammte der helle, leuchtende Widerschein weiter. Es wurde kühl auf dem Friedhofe, trotzdem es schon Ende Mai war. Das Straßengeräusch drang nur gedämpft bis zu dem stillen Erbbegräbnis herüber.

Ein Schmetterling, ein roter Fuchs, gaukelte um eine abgebrochene Marmorsäule, die als Denkmal auf einem Grabe stand. Agathe sah dem Schmetterling



sinnend nach. War das die Seele des Verstorbenen, der unter dem Grabmal ruhte? Können die Verstorbenen herabsehen auf diese Erde, haben sie Kunde von dem, was nach ihrem Tode geschieht? Können sie zürnen wegen Handlungen ihrer Hinterbliebenen?

Würde der Verstorbenen zürnen, wenn Agathe eine neue Ehe einging?

Schwarze, schmale Käfer mit orangefarbigen Querstreifen auf den Flügeln, sogenannte Totengräber, krochen auf den Gräbern zu Agathes Füßen herum. Tod und Verwesung kündigten diese Käfer an. Die Menschen, die da unten lagen, kümmerte sicher nichts mehr, was auf Erden geschah, was von ihren Hinterbliebenen unternommen wurde.

Agathe schritt langsam dem Ausgange zu. Als sie draußen von dem lebhaft pulsierenden Leben der Großstadt, von dem Strome des Verkehrs aufgenommen wurde, tat ihr das wohl. Sie freute sich des Lebens, auf das sie ja ein Recht hatte mit ihren dreißig Jahren.

Sie wollte zunächst den Aufschubbrief an Braun schreiben und beschloß, nach dem Frauenklub zu gehen, dessen Mitglied sie war. Im Lesezimmer fand sie Material zum Brieffschreiben.

Sie schrieb ihm, sie müsse eine unaufschiebbare Reise antreten, aber sofort nach der Rückkehr würde sie seinen Besuch gern entgegennehmen.

„Ob er sich ärgern wird, wenn er meinen Brief bekommt? Aber ich brauche ja gar nicht zu wissen, in welcher Absicht er kommen wollte.“

Mit dieser echten Frauenlogik beruhigte sich Agathe selbst. Sie steckte den Brief in ihre Kleidertasche, nachdem sie ihn frankiert hatte, um ihn auf dem Heimwege in den Briefkasten zu werfen.

Nun ging Agathe nach dem Speisezimmer, um dort das Abendbrot zu sich zu nehmen. Sie kam beim Spielzimmer vorbei, aus dem Lärmen und Streiten drang. Sie beeilte sich, an diesem Raume vorüberzukommen. Dort hausten jeden Nachmittag die Skatspielerinnen des Klubs, Damen, denen Agathe in

weitem Bogen aus dem Wege ging. Diese Spielerinnen waren im ganzen Klub gefürchtet, sie waren rechthaberisch und eigensinnig. Beinahe jedesmal endete das Spiel mit einem großen Bank und unter heiligen Schwüren und Versicherungen, daß man sich nie wieder dazu hergeben würde, mit den anderen zu spielen. Am nächsten Tage aber saßen die „Skatmuseu“, wie sie im Klub genannt wurden, wieder zusammen, rauchten Zigarren und stritten sich.

„Das wird auch dein Los sein,“ sagte sich Agathe, als sie an dem Spielzimmer vorüberging. „Das Ende eines freudlosen, vereinsamten Lebens.“

Im Speisezimmer war wenig Leben. Agathe aß nur eine Kleinigkeit und ging dann nach den Gesellschaftszimmern. Sie fühlte das Bedürfnis nach Unterhaltung und nach Ablenkung ihrer Gedanken.

In dem größeren Gesellschaftszimmer saßen die anwesenden Damen dicht beieinander und besprachen eifrig das Ereignis des Tages. Die Abendzeitungen hatten berichtet, eine alleinstehende, vermögende Frau sei in ihrer Wohnung von einem oder mehreren Unbekannten überfallen, zu Boden geschlagen und aller Wertsachen, die sich in der Wohnung befanden, beraubt worden. Die Überfallene lebe zwar noch, sei aber bewußtlos und nicht vernehmungsfähig.

Frau Weinert, die Küchenvorsteherin des Klubs, berichtete Näheres. „Sie ist gestern abend aus einer Gesellschaft nach Hause gekommen und sofort niedergeschlagen worden, als sie in ihrer Wohnung Licht machen wollte. Ehe sie einen Hilferuf ausstoßen konnte, lag sie bewußtlos und blutend am Boden. Niemand im Hause hat etwas von dem Überfall bemerkt. Der oder die Einbrecher hatten die ganze Nacht Zeit, um in der Wohnung Umschau zu halten und das Wertvollste an

sich zu nehmen. Es sind Wertpapiere und Silbersachen, Juwelen und goldene Schmucksachen gestohlen worden — im ganzen für ungefähr fünftausend Mark. Erst heute früh um elf Uhr, als die Überfallene auf wiederholtes Klopfen ihre Wohnung nicht öffnete, wurde man im Hause aufmerksam und holte die Polizei. Dann fand man die ganze Bescherung. Gerade weil sie so lange bewußtlos dagelegen hat, ist für die Überfallene das Schlimmste zu befürchten.“

„Es ist auch sehr unvorsichtig,“ meinte Frau v. Sperling, „so viele Wertsachen in der Wohnung zu haben. Man legt das doch in einem Bankhaus nieder. Wo nichts ist, kann man nichts holen. Alle die einzellebenden Frauen, die in den letzten Jahren überfallen und ermordet oder schwer verletzt worden sind, haben sich dies nur selbst zuzuschreiben, weil sie eben ihre Wertsachen in ihrer Wohnung verbargen.“

„Man kann aber doch schließlich nicht wegen jeder Kleinigkeit nach der Bank laufen, man muß doch auch eine gewisse Summe Geld bei sich haben und ebenso die Schmucksachen, die man zum täglichen Gebrauch nötig hat,“ bemerkte Frau Münzer, die es liebte, mit ihrem Besitz zu prahlen.

„Eine Tüte mit gestoßenem Pfeffer — das ist das einzig Richtige!“ rief Fräulein Runze, die eine geschworene Männerfeindin war und dieser Feindschaft in allen Versammlungen der Frauenrechtlerinnen einen Ausdruck gab, der meist ungewollte Heiterkeit erregte. „Eine Tüte mit gestoßenem Pfeffer muß man in der Kleidertasche immer mit sich tragen. Ein Griff, ein Wurf — der Kerl hat die Augen voll Pfeffer und ist wehrlos. Mir soll nur einer kommen! Da hab' ich meine Tüte! Wer näher als fünf Schritte an mich herankommt, hat seine Ladung Pfeffer im Gesicht.“

Wenn man die hagere Figur des Fräuleins und ihr raubvogelartiges Gesicht sah, zweifelte man nicht daran, daß sie bereit sei, jeden Mann, der ihr zu nahe kam,



zu „verpfeffern“. Nur daran zweifelte man, ob ihr überhaupt ein Mann zu nahe kam.

Fräulein Doktor Gumpert, die Juristin, die schon wiederholt als Verteidigerin vor Gericht aufgetreten

war, zählte an den Fingern alle die Paragraphen des Strafgesetzbuches auf, die in Betracht kamen, wenn man leichtfertig mit Pfeffer umginge und Leuten Pfeffermehl ohne weiteres ins Gesicht streute.

Aber Fräulein Kunze war für juristische Auseinandersetzungen nicht zugänglich. „Jeder Mann, der sich einer Frau nähert, ist verdächtig,“ erklärte sie, „und ich möchte den sehen, der mich abhalten will, ihn zu pfeffern. Die Männer taugen alle nichts, ohne Ausnahme nichts, und wenn sie etwas zu taugen scheinen, so heucheln sie, nur um im wichtigsten Augenblick die Larve abzuwerfen. Ich verlasse mich auf meinen Pfeffer.“

Frau Bischof meinte, wenn man immer Wachstreichhölzer bei sich führe, sei man wenigstens einigermaßen gesichert. Man müsse nur das Wachslicht anzünden, bevor man die Wohnung betrete. Es sei im höchsten Grade leichtsinnig, nachts in seine Wohnung hineinzugehen, wenn es ganz finster darin sei. Da dürfe man sich allerdings nicht wundern, wenn man eins über den Kopf bekomme.

Frau Agathe hatte genug und ging nach dem kleineren Gesellschaftsraum, in dem um einen runden Tisch eine Anzahl von älteren Witwen saß. Es waren liebenswürdige und verkniffene, rundliche und welke Gesichter unter diesen Witwen vertreten, die eifrig das Thema von den Sorgen der Hauswirtschaft erörterten. Dieser Witwentisch hieß im Klub „Versammlung der Hausglucken“.

Frau Agathe hörte eine Weile den tausendmal vorgebrachten Klagen zu und floh dann nach dem Lesezimmer, wo sie nervös in den ausliegenden Tageszeitungen und illustrierten Journalen blätterte.

Sie fand auch im Klub nicht eine Seele, die ihr sympathisch gewesen wäre, mit der sie sich irgendwie

hätte aussprechen und unterhalten können. Schließlich nahm sie ihre Garderobe und verließ den Klub. Es war gegen halb elf Uhr, und Agathe wunderte sich, daß die Zeit schon so weit vorgeschritten war.

Vor der Thür trat sie an den Briefkasten, um das Schreiben an Braun aufzugeben. Dann ging sie nach Hause und versuchte mit sich darüber ins reine zu kommen, ob sie recht gehandelt habe oder nicht.

Sie hatte nicht allzu weit zu gehen. Nach etwa zwanzig Minuten war die vornehme, einsame Straße erreicht, in der Agathe ihre Hochparterrewohnung innehatte.

Die Straße mit ihren Vorgärten lag still und dämmerig da. Kein Wagen war zu hören, kein Mensch zu sehen.

Oder doch? Da drüben auf der anderen Seite der Straße bewegte sich im Schatten der Bäume, die in den Vorgärten standen, auf gleicher Höhe mit Agathe die Gestalt eines Mannes.

Agathe zweifelte nicht: der Mann hielt sich absichtlich im Schatten, um nicht erkannt zu werden. Er blieb immer auf gleicher Höhe mit Agathe.

Absichtlich beschleunigte sie ihre Schritte und überzeugte sich bald, daß dies der Mann da drüben auch tat. Als sie langsamer ging, mäßigte auch ihr unheimlicher Begleiter seinen Gang.

Das wurde ihr unheimlich. Sie kannte sonst keine Furcht, aber die Unterhaltung im Klub hatte sie nervös gemacht. Auch in den Abendzeitungen, in denen sie geblättert hatte, war lang und breit ausgeführt, daß alle Verbrecher, die alleinlebende Damen überfielen und beraubten, einen Genossen haben, der draußen auf der Straße Posten steht.

Die vornehme Straße hatte nur wenige Läden,

und diese waren längst geschlossen. Nur hie und da schimmerte noch aus einzelnen Fenstern der oberen Stockwerke Licht.

Agathe fühlte, wie ihr Herz rascher zu schlagen begann. Sie beschleunigte ihre Schritte und bog ganz plötzlich zwischen den Vorgärten nach rechts ab, als sie vor dem Hause war, in dem sie wohnte. Mit zitternden Händen, denen dabei der Schirm entfiel, schloß sie hastig die Haustür auf\*), um sie dann von innen sofort wieder zu verschließen.

Durch die Glasscheiben in der Haustür sah sie deutlich, wie der unheimliche Begleiter drüben im Schatten eines größeren Baumes stehen blieb.

Er hatte also sofort halt gemacht, als sie in das Haus hineinging, und beobachtete sie.

Während es draußen in der Abendkühle ziemlich frisch war, schlug im Treppenhaus trockene, unangenehme Wärme der Heimkehrenden entgegen. Die schwüle Luft legte sich wie ein Alp auf Agathes Brust. Sie atmete mehrmals tief auf, ehe sie die Treppenstufen betrat, und sie fühlte, wie ihr Herz noch rascher und lauter schlug als vorher.

Sie stand vor der Flurtür ihrer Wohnung. Sie hob den Schlüssel, den sie auf der Treppe mechanisch aus ihrer Handtasche herausgenommen hatte, und wollte ihn gerade in das Schloß stecken, als sie die Hand wieder sinken ließ.

Aus ihrer Wohnung glaubte sie ein Geräusch zu hören.

Zur Bildsäule erstarrt, blieb Agathe stehen.

Da drinnen warteten offenbar Einbrecher auf sie, und nach unten war ihr der Rückweg durch den Posten abgeschnitten. Die Wohnung über Agathes

\*) Siehe das Titelbild.

Zimmern war leer, die Inhaber waren verreist. Selbst wenn Agathe um Hilfe schrie, hätte sie niemand gehört.

Sie fühlte, wie kalter Schweiß auf ihre Stirn trat, ein heftiges Bittern durch ihren Körper ging.

In der Flurtür waren zwei verglaste Gucklöcher, durch die man vom Innern der Wohnung nach der Person sehen konnte, die Einlaß begehrte. Agathe beugte sich nieder und sah durch eines dieser Gucklöcher.

Sie sah Licht, mattes Licht, und fuhr zurück. Das Schlagen ihres Herzens, das sie bis in den Hals herauf fühlte, nahm ihr den Atem. Aber sie bezwang sich. Sie bückte sich noch einmal.

Welch eine Närrin sie war! Das Licht kam von der Straße her. Von den Straßenlaternen fielen Lichtstrahlen durch die Fenster in das Vorderzimmer, und die Tür des Vorderzimmers zum Korridor stand auf.

Aber da! Neben dem Fenster, im vollen Licht, das von der Straße her durch das Fenster fiel, stand ein Mann!

Nein — es war keine Täuschung. Agathe sah deutlich seinen Kopf und seine Schultern, denn nur diese waren beleuchtet; der untere Teil der Mannesgestalt war in Dunkelheit gehüllt.

Der Mann stand da, als lausche er.

Agathe eilte die Treppe hinunter. Sie wußte nicht, wie sie die wohlgezählten zweiunddreißig Stufen der zweimal gebrochenen und mit Podesten versehenen Treppe hinunterkam. Sie wußte nur, daß sie fliehen mußte, um ihr Leben zu retten.

Sie stand an der Haustür und wollte diese eben öffnen, als sie drüben über der Straße wieder die Gestalt von vorhin deutlich erblickte. Wenn sie dem einen Verbrecher entfloh, fiel sie dem anderen in die Hände.

Aber würde er es wagen, sie auf offener Straße anzugreifen?

Klappern von Pferdehufen und Rollen von Rädern tönte plötzlich in Agathes Ohr wie Musik. Ein Wagen, eine Droschke kam durch die Straße gefahren.

Diese Droschke wollte Agathe anrufen, um in ihr zur Polizeiwache zu fahren und von dort Hilfe zu holen.

Mit zitternden Händen öffnete sie die Haustür und trat auf die Straße hinaus. Sie hatte aber wohl in ihrer Aufregung länger mit dem Öffnen des Schlosses zu tun gehabt, als sie berechnet hatte. Die Droschke war bereits vorüber.

Sie stieß den heiseren Ruf „Rutscher, Rutscher!“ aus, doch der wurde von dem Rollen des Wagens und dem Klappern der Pferdehufe übertönt.

Die Gestalt des Mannes, der drüben auf der anderen Seite der Straße im Dunkel des Baumes stand, löste sich von dem Schatten und kam eifertig herüber.

Agathe wollte laut um Hilfe rufen, aber sie konnte es nicht. Sie war ganz willenlos.

„Gnädige Frau brauchen einen Wagen? Darf ich Ihnen einen besorgen?“ fragte eine bekannte Stimme.

So muß dem zum Tode Verurteilten zumute sein, der vor dem Schafott kniet, um den Todesstreich des Henkers zu erwarten, und an dessen Ohr das Wort „Begnädigung“ dringt.

Fritz Braun stand vor ihr, er, mit dem sich ihre Gedanken den ganzen Nachmittag beschäftigt hatten. Nicht ein Verbrecher bedrohte sie, sondern der Mann stand vor ihr, der sie liebte.

„Kann ich Ihnen mit irgend etwas behilflich sein?“ fragte Braun nochmals, denn trotz der schlechten Beleuchtung in der Straße sah er das Entsetzen in dem sonst so ruhigen Gesicht.

Agathe fühlte, daß sie irgend eine Erklärung abgeben mußte, wenn sie nicht für eine Närrin gehalten werden sollte. „Es sind Einbrecher in meiner Wohnung,“ sagte sie, „und ich wollte Hilfe holen. Ich kam soeben erst nach Hause.“

„Ich sah Sie,“ bemerkte Braun etwas unsicher.

„Und durch das Guckloch in der Thür sah ich im Vorzimmer einen Mann stehen, der wohl mein Kommen gehört hat.“

„Ihre Wohnung hat noch einen zweiten Ausgang nach der Hintertreppe?“ fragte Braun.

„Jawohl.“

„Dann wird der Kerl hoffentlich klug genug gewesen sein, sich zu verziehen. Aber immerhin wird es nötig sein, nach dem Rechten zu sehen. Es ist selbstverständlich, daß ich Sie begleite, gnädige Frau.“

Agathe hatte die Haustür nicht wieder verschlossen. Braun trat in den Hausflur und zündete ein Wachsstreichholz an, um die Treppe hinaufzuleuchten.

„Links ist die Treppe,“ sagte Agathe und ging dann hinter Braun her, als ob das so sein müßte.

Wer ihr das noch vor einer Stunde gesagt hätte, daß sie zu nächtllicher Zeit mit Braun zusammen die Treppe zu ihrer Wohnung emporsteigen würde, mit Braun, dem sie —

Sie konnte den Gedanken nicht ausdenken. Sie standen vor der Flurthür, und Braun rief halblaut: „Geben Sie mir den Schlüssel.“

„Sie dürfen nicht hineingehen,“ sagte Agathe plötzlich erregt. „Sie setzen ja Ihr Leben aufs Spiel.“

„Seien Sie versichert, der Kerl ist längst davongelaufen.“

Agathe wußte jetzt auf einmal, daß sie Braun liebte. Eine ganz andere Angst überkam sie jetzt als vorhin.

Sie fürchtete nicht für sich, sondern für einen anderen. Sie gab Braun auf sein wiederholtes Verlangen zwar den Schlüssel, aber sie hielt sich so dicht neben ihm, als er den Korridor betrat, als könne sie ihn schützen, als könne sie mit ihrem Körper und ihrem Leben ihn vor allem Schaden bewahren.

Braun ging mit festen Schritten vor, blieb aber plötzlich stehen, denn in dem Licht, das von der Straße her fiel, sah er deutlich eine männliche Gestalt in der Nähe des Fensters. Auch Agathe sah sie wieder. Allein die Furcht um den geliebten Mann gab ihr Kraft und Mut. Mit einem Sprung war sie an der Stelle des Korridors, wo sich der Schalthebel des elektrischen Lichtes befand. Im Nu hatte sie ihn ergriffen und umgedreht.

Korridor und Vorderzimmer strahlten im hellsten Licht.

Braun lachte plötzlich so herzlich, so befreiend, wie nur er es konnte.

Neben dem Fenster stand auf hoher, schwarzer Säule die lebensgroße Marmorbüste des Hermes von Praxiteles.

Diese Büste stand sonst nicht an dieser Stelle. Frau Sabert hatte sie offenbar beim Reinemachen aus dem Salon nach dem Nebenzimmer getragen und hier stehen lassen.

Der Hermes des Praxiteles war also der Eindringling, um dessentwillen sich Agathe so geängstigt hatte!

Eine Flut von Empfindungen ergoß sich über Agathe und drohte sie zu ersticken. Freude, daß die Gefahr beseitigt war, Scham, daß sie diesen Mann, gerade diesen Mann nachts in ihre Wohnung geführt hatte, Beschämung über ihre grundlose Furcht — das alles empfand



sie auf einmal, und diese Fülle von Gedanken und Gefühlen war zu viel für ihre durch Schreck und Angst überreizten Nerven.

Sie sank auf den nächsten Sessel und begann fassungslos zu schluchzen.

Braun erschrak, wie auf seinem Gesicht deutlich zu

sehen war, auf das heftigste über diesen Tränenausbruch der geliebten Frau. Als Agathe durch ihre Tränen aufblickte, sah sie die Bestürzung in seinem Gesicht.

Sie suchte sich zu beherrschen, erhob sich und suchte einen Schritt vorwärts zu machen. Aber sie wankte.

Seine Arme fingen sie auf. So lag sie an seinem Herzen und schmiegte ihr Gesicht an seine Brust. Sie war nicht mehr auf Erden, sie war weltenfern und weltentrückt. Sie wehrte sich nicht, als er ihren Kopf hob und sie küßte, immer wieder küßte. Sie lächelte durch Tränen. Sie hörte ihn abgerissene Worte stammeln, sie hörte das Keuchen seiner Brust.

